

Zeitschrift: Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle
Band: 12 (1944)
Heft: 4

Artikel: Armand : eine dreimalige Begegnung
Autor: d'Éberu, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-568185>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Armand

Eine dreimalige Begegnung

Von A. d'Eberu

Ueber München lag wieder einmal jener für Deutschland fast unwirkliche, azurblaue Himmel, der diese Stadt trotz vielem anderen liebenswert macht. Es ist unmöglich an einem solchen Vormittage nicht an jenem Portikus am Odeonsplatz vorüber zu gehen, um zu sehen, wie sich die Sonne auf seine Säulen und Löwen legt. Es sind aber die Löwen von St. Markus und die Ludwigstraße ist der Süden.

Man geht sie entlang, an den sonnenweißen Türmen der breitgelagerten Ludwigskirche vorüber, auf deren hohen und breiten Treppen Leute in der Sonne sitzen — lazzaroni; man geht sie entlang und trifft auf bunte Stände, in denen Melonen und Feigen feilgeboten werden, trifft auf die weinrote Schärpe eines Kirchenfürsten, die in der Sonne nocheinmal so rot ist, sieht klassische Leiber, kaum verhüllt, trotzdem sie bekleidet sind, und vernimmt aus den Häusern heraus Musik und Gesang. „Sona, ma guitarra sona“

Man geht diese Straße entlang, dem Sonnenschein entgegen, vergißt alles, was sonst an diesem Orte ärgerlich ist und träumt von jenem Königreiche aus „Leonce und Lena“. —

Man könnte diese Straße nicht entlangschlendern, sie ist zu breit und zu festlich, man würde in ihr eine schlechte Figur machen. Man trifft aber auf das Siegestor und verläßt sie und geht gemächlicher weiter unter den Pappeln einer anderen.

Ich bekomme trotzdem Sehnsucht nach ihr und will zurück, wende mich und — sehe ihn.

Sehe ihn hier zum ersten Male, plötzlich und wie eine Erscheinung. Vielleicht an derselben Stelle an der Maximin seinem Stephan George begegnete. Armand ist anders vielleicht, aber im Grunde ihm gleich. —

Ich habe erst später erfahren, wie er hieß und wer er eigentlich war. Zunächst sah ich nur, daß er schön war, sehr schön. Und seltsam. Er mochte achtzehn sein, trug schwarze Schuhe ohne alle Verschnürung über dem klassisch schönen und hohen Rist und eine Silberspange daran. Er war ohne Hut; sein voller und kindlicher Hals stand frei im rohseidenen Hemde, über das er einen weißen, ärmellosen Bolero trug. Seine schmalen, feinen Hände, ähnlicher denen einer Frau als eines Knaben, zierte ein Ring mit einem blauen Stein. Die knapp sitzende Tracht machte einen runden und weichen Körperbau sichtbar, das seidene Hemd schmiegte sich über eine hohe Brust.

Sein Gang war beweglich und von ausgeglichener Feinheit. Daß er ein Cape trug, der um den Hals geknüpft nur kaum bis zur Taille reichte, war seltsam und ungewohnt. Wie er es nachlässig über die Schulter zurückschlug, war es eine so unendlich feine Bewegung, daß ich alles andere darüber vergaß und ihm folgte.

Ich kann diese Straße nicht ohne ihn lassen, und nicht mehr

ohne ihn sehen, fuhr es mir durch den Kopf, er paßt so gut zu ihr. So und nicht anders müßten sich alle Menschen kleiden, wenn sie durch diese Straße gehen wollen. —

Es ist unmöglich zu schildern, welcher Genuß es war, ihn so in das frohe Licht hineinschreiten zu sehen, zwischen den großen, stillen und ruhigen Gebäuden hindurch, die sie umsäumten. Ich muß mich damit begnügen, zu erzählen, daß ich ihm nicht nur hier folgte, nicht nur an diesem Tage, daß ich ihn noch einmal traf am folgenden Morgen in der Pinakothek im Saale der Greccos und des kleinen Torso des Michel-Angelo Buonarroti. Und noch einmal vor dem Bilde eines Sebastian vor dem Baume, das man *il Sodoma* zuschreibt.

Und hier wandte er sich an mich mit den Worten: „*Que l’homme gracieux — comme un Dieu! — L’homme, femme et douleur, l’unité du monde. — Christus....*“

Ich weiß nicht mehr, was ich ihm geantwortet habe. Ich sehe nur noch, wie sich seine feine volle Hand gegen das Bild erhob, und den großen Ring mit dem blauen Stein und die herrliche gebräunte Stirne. Den Ring und die Augen und die vollen roten Lippen. Sie glichen purpurenen Kissen, sie glichen guten Waffen, die Oberlippe mit dem Bogenschwung des Cupido, die Unterlippe schmaler und gespannt wie eine Sehne.

Ein langes Jahr später traf ich ihn wieder in Südfrankreich. Es war eine Schar von Kollegen, eine Reisegesellschaft meist jüngerer Kunsthistoriker, aus der er mich herausrief. Wir besuchten die herrlich starken Kastelle der südfranzösischen Romanik, jene mauer-schweren Burgen, die dennoch immer den Eindruck des herrlich Gewachsenen machen, des wahren Kunstwerks. Es war in Château Saint Marbre, wir waren durch einen langgestreckten Park hierher gegangen, über eine wirkliche Zugbrücke eingetreten in einen weiten und ruhigen Schloßhof, und man zog die Brücke wieder hinter uns auf. Es war ein Effekt des Kastellans, aber es war gut und sinnvoll.

In diesem Schloßhofe, unter wuchtigen und breiten Bogen, die auch in ihrer höchsten Runde der treuen Schwere des Naturgewachsenen noch nicht entfremdet waren, stand er, nahe der Schlosskirche an ein Epitaph gelehnt.

Nicht gelehnt, angeschmiegt an den toten Stein und ihm irgendwie verbunden, uns fremd. Ich erkannte ihn sofort wieder. Seine eigenartige und zeitfremde Tracht, wiewohl zusammengenommen aus durchaus modernen Kleidungsstücken, war es nicht so sehr, daß ich ihn sofort wiedererkannte; auch war es nicht die Hand mit dem Ring, die weich und formempfindlich über dem Haupte eines der Knieenden lag. Es war der Blick seiner blauen Augen, der trauerschwere und doch schalkhafte, der jugendlich frohe und doch erfahrungsschwere der Naturen, die rückwärts verbunden sich wissen an Ahnen und Kulturen.

Er beachtete kaum unsere laute Gruppe, aber ich sah ihn an und wußte, daß er mich erkannt hatte. Ich ging zu ihm hin, er reichte mir die Hand, was sollte ich ihm zur Begrüßung auch sonst

sagen als das: „Der Sebastian des il Sodoma . . .“ „In der Pinakothek zu München“, antwortete er mit einem feinen, unendlich wissenden Lächeln.

Es war wie eine seltsame Parole, die wir da tauschten, wie ein geheimes Zeichen. Sie glich der, die wir einst in Flandern im Kriege für unseren kleinen Stab ausgegeben hatten, seltsam und von ungefähr, dennoch von jedem in seiner Art verstanden. „Die Dame von Saint Souchy“ lautete sie damals, und wir meinten damit jene ephebischesch schlanke Figur einer Madonna in der Kirche unseres Quartiers. — „Kennen Sie die Geschichte des Grafen Louis Armand de Saint Marbre?“, fragte er mich unvermittelt.

„Armand de Saint Marbre . . .?“

„Ich werde sie Ihnen erzählen“, fuhr er fort, „wenn Sie den Arm um meine Schulter legen und mit mir durch den Park gehen — Oder wollen Sie — müssen Sie mit denen da hinein gehen . . .“

„Nein.“

„Dann ist es gut,“ lächelte er, „dann werden wir dorthin gehen“

Als wir in dem stillen kleinen Rosengarten angekommen waren, den sich wohl der Kastellan angelegt hatte, geschützt hinter den meterdicken Mauern des Kastells und still wie in einem Kloster, begann er:

„Louis Armand de Saint Marbre ruht unter dem Steine, bei dem Sie mich antrafen. Es ist der Dritte hinter seinem Vater und seiner Mutter.“

Der Stein ist dumm und weiß nicht, wer Armand Louis war. Er stellt ihn kurz und plump dar, und gibt seinem Gesicht eine Larve. Der wirkliche Armand war der ältere Sohn des Lecomte Gilles de Saint Marbre. Gilles war schön, und Armand war noch schöner. Seine Mutter war eine . . . Die Historiker sagen, sie sei eine Spanierin gewesen, das kann richtig sein. Aber sie war eine Maurin. Zierlich und schlank wie eine Gazelle, braun wie eine junge Hindin, und Armand ihr Sohn, um den sie starb.

Von seinem Vater hatte Armand nur die großen veilchenblauen Augen, die hier in der Gegend so selten sind.

Armands Vater machte nicht den Rummel der Louis mit, die für eine Weile ganz Frankreich etwas Höfisches gaben im Guten wie im Bösen. Er war ein stiller Gelehrter, ganz unähnlich seinen Stammesgenossen und alle die Apollonen und Eroten, die Sie im Kastell sehen werden, hat er angekauft und seine Nachfolger haben nur das Verdienst daran, daß sie sie an ihren Plätzen stehen ließen. Er hatte auch keinen Umgang, als den mit dem Grafen Larmois auf Larmois dort drüben, der sein treuer Freund von Jugend auf gewesen war. Und unseres Armand Louis Jugendfreund wurde ganz von selbst des Grafen Larmois Sohn Blondel de Larmois und man darf wohl annehmen, daß die beiden Väter um die Liebe ihrer Söhne wußten und sich ihrer freuten.

Dann kam die sinnlose Revolution und sie erschlugen die Alten und spülten Blondel mit sich fort und Armand blieb allein bei einem Bauern verborgen.

Später zerrten sie auch Armand vor das Tribunal von Villiers

und sagten ihm, daß er sterben müßte. Sie trugen schlechte Kleidung und hatten keinen Sinn für die Schönheit. Sie warfen Armand zu den anderen in ein schmutziges Loch, vor dessen Fenster sie ihre geilen Lieder gröhlten.

Jeden Abend kam dorthin der Henker und seine Gesellen die auszuwählen, die die Sonne des kommenden Tages zum letzten Male sehen sollten. Am ersten Abend traf es Armand noch nicht, auch am zweiten stand er noch nicht auf der Liste. Aber an diesem Abend erkannte er in dem Henker seinen Freund Blondel de Larmois. Am nächsten Abend küßte er Blondels Hand, die im halben Dunkel des Kellers nach ihm griff.

Der Henker von Villiers erzitterte unter diesem Kusse.

In derselben Nacht entflohen Graf Armand de Saint Marbre und der Citoyen Larmois, den man als Henker von Villiers kannte, und der nun wieder zum Grafen Blondel de Larmois geworden war:

Auf der Flucht erschossen sie Larmois, er fiel vor die Füße Armands und sie küßten sich, bis er tot war, während der Kutscher die Pferde laufen ließ und sie so den Bestien entkamen. Wo Armand seinen Freund begraben hatte und wo er die zwanzig Jahre bis zu seinem Tode gelebt hatte, weiß man nicht. Kurz bevor er starb, kam er hieher zurück und sie haben ihn dort hinten begraben. — Ich glaube sicher, daß die Gruft einen Toten mehr hegt, als viele glauben.“ —

„Im kleinen Saale dort oben hängt ein Bild von Armand. Sehen Sie sich das Bild an. — Es ist der Sebastian des il Sodoma.“

Wir reichten uns noch die Hand, länger als vor einer Stunde, als wir uns begrüßten. Ihn fragen, wann wir uns wiedersehen würden, konnte ich in dieser Minute nicht. Aber hatten wir nicht die Parole, die uns band? War da nicht eine große und natürliche Gemeinschaft, der wir angehörten und der wir vertrauen konnten?

Das Bildnis des Grafen Armand Louis de Saint Marbre hing in dem kleinen Saale, den man mir bezeichnet hatte. Es war das einzige Bild in dem amaranthroten Raume und hing über dem Kamine, auf dem eine seltsame arabeske Uhr stand, die ein antiker Eros zierte. Eine merkwürdige Inschrift darunter lautete:

Die Zeit mahnt nur den, der Eros vergaß,

Wo zwei sich lieben, hält Chronos die Zeiger an.

Die Aehnlichkeit des Grafen Armand Louis de Saint Marbre mit meinem Freunde war auffallend und erschütternd. Seltsam einprägsam diese nämlichen veilchenblauen Augen, diese nämlichen reingespannten Lippenpaare, der blaue Ring an der frauenhaften Hand.

Die Masse der Geführten drang in den kleinen Raum und entweihte ihn. Der Kastellan begann mit leierndem Tone: „Das Jugendbildnis des Louis Armand de Saint Marbre, der, schon zu Tode verurteilt, aus dem Gefängnisse zu Villiers entweichen konnte....“

Ich war beglückt, daß dieser Diener nichts von der Geschichte Louis Armands und Blondels de Larmois zu wissen schien. —

Meine dritte Begegnung mit Armand war ganz kurz und sollte die letzte sein. —

Ein Todgeweihter hatte mich nach Davos gerufen. Sein letzter Wunsch erreichte mich nicht in München und ich mußte erst eine lange Fahrt machen. Als ich eintraf, war es eine Stunde zu spät.

Es war einer von uns gewesen, einer aus unserer großen und natürlichen Gemeinschaft. Mein Schmerz um ihn war tief und aufrichtig, tiefer noch, da er auch einer der ganz Großen war, die zu allen durch ihre Bücher reden.

Als ich die Halle verließ, die im weiten Park des Sanatoriums, vereinsamt von den Wohnungen der noch Lebenden lag, aber um so näher dem Frieden der Erde, der Steine und der Blüten, stand Armand vor mir.

„Ich soll Ihnen seine letzten Grüße bringen“ sagte er. „aber ich ahnte nicht, daß Sie es wären. Er wußte, daß Sie ihn nicht mehr hier antreffen würden, aber es freute ihn, daß sein Ruf Sie in Syrakus erreichte. — Sie waren bei Platen, nicht wahr? Es war sein Todestag. — Sie werden der einzige gewesen sein, der ihn an diesem Tage besuchte....?“ lächelte er trüb.

„Außer Wolf von Harden“, erwiderte ich wahrheitsgemäß.

„Außer d’Harden“, fuhr er fort. „Ich kenne ihn. Von Rom her....oder von Florenz. Er ließ sich in den Uffizien Handzeichnungen del Sartos vorlegen.“

„Den jungen Mann von 1529...?“ fiel ich ein.

„Ja, den jungen Mann von 1529, del Sartos letzten Freund.“

Und wiederum war es, als ob wir eine Parole tauschten, die Parole einer großen und natürlichen Gesellschaft.

„Ich will noch zu den Toten gehen,“ sagte er nach einer Weile. „Aber dort will ich allein sein.“

Jetzt fiel mir auf, daß Armand noch schöner geworden war, als immer sonst, wenn ich ihn gesehen hatte. Und zugleich mußte ich bemerken, daß auch er den Stempel jener Krankheit trug, der an diesem Orte den Meisten aufgeprägt war, die einem begegneten.

Er hatte wohl bemerkt, daß ich ihn aufmerksamer betrachtete, denn er sagte mit einem unendlich traurigen Lächeln „Ja, es ist so...“ Und nach einer Weile: „Wenn ich nur schön bleibe bis zuletzt.“

Und wieder nach einer Weile:

„Besuchen Sie mich bald, morgen, bei Dr. Petersen im Sanatorium. Fragen Sie nach Armand François de Saint Marbre. Ich muß ihnen ja noch das Vermächtnis unseres Freundes geben. — Und jetzt lassen Sie mich zu ihm gehen....“

Als ich am andern Morgen im Sanatorium nach Armand François de Saint Marbre fragte und bat, mich anzumelden, sagte man mir, daß er in der Nacht gestorben sei.

Er mußte sich am Abend vorher in der kühlen Halle verdorben haben. Es sei sehr schnell gegangen und ohne Schmerz. Er würde nach Saint Marbre überführt werden. Ich könnte zu ihm kommen.

Der Arzt Dr. Petersen, der gütige alte Herr, übergab mir das Vermächtnis zweier Freunde. Armand François hatte mir sein Tagebuch überlassen, es beginnt mit jener Begegnung in München und endet nach jenem letzten Besuche bei unserem Freund K.

Aus dem „Eigenen“ Nr. 5, Mai 1931